

Auf dem Bau

»Ich geh fürs Geld« (Fabiu)

Die Reise beginnt in Frankfurt am Main. Die Männer, die die funkeln- den Shoppingmalls und modernen Wohnungen bauen, leben im Wes- ten der Stadt. In einer traditionellen Arbeitergegend, häufig als »pro- blematisch« verschrien; die Arbeitslosigkeit ist hier vergleichsweise hoch, ebenso der Anteil von Menschen, die Unterstützung vom Staat beziehen.

Wer zu den Männern will, muss die S-Bahn nehmen. Muss am Bahn- hof nach links biegen, vorbei an dem Kiosk, an dem sie bis spät in die Nacht stehen, Binding-Bier in der einen, Zigarette in der anderen Hand, und von ihrem Leben und ihrer Heimat erzählen; vorbei an den ehe- maligen Arbeiterhäusern, die sauber aufgereiht wie aus der Zeit gefallen wirken, zum Ende der Straße.

Dort liegt, eingeklemmt zwischen Bahnschienen und Autobahn, ihr Wohnheim. Ein schlichter viergeschossiger Betonbau, ein paar langgezogene Baracken aus Holz, alles umgeben von einem Zaun. Ein paar Autos stehen auf dem Grundstück, die meisten mit rumänischen Kennzeichen. Vor einigen Balkons hängen, mit Drähten befestigt, Wä- scheständer. »Şerpărie« nennen die Bewohner das Heim, rumänisch für Slum. Rund 800 Menschen leben hier, durchweg Männer. Eines der größten Arbeiterwohnheime in Deutschland.

Ein Samstag im Oktober, früher Nachmittag. Ein paar Männer ste-

hen vor den Eingängen, in Trainingshosen und Kapuzenpullis, viele mit Zigaretten und Bier in der Hand. Augen, die einen skeptisch mustern. Die erst aufhellen, als der Dolmetscher dazukommt.

Der Umgang der Männer untereinander ist freundlich, fast herzlich. Man bleibt kurz stehen, redet, lächelt viel. Jeder gibt jedem immer und überall die Hand.

Und doch: Hinter der Herzlichkeit verbergen sich oft tragische Geschichten.

Da ist der 62-Jährige im ersten Stock. Mit 22 verließ er seine Heimat Rumänien, arbeitete in der Sowjetunion, Israel, Ägypten. Vor 15 Jahren kam er zum Arbeiten nach Deutschland. Jetzt ist er krank, ist zum Laufen auf einen Rollator angewiesen. Keiner will ihn mehr. Er wird demnächst in Frührente gehen.

Da ist der Maurer Ende 20. Schon immer ein schwieriger Typ. Geriet als Kind in Rumänien ständig in Prügeleien, flog von der Schule, begann eine Lehre als Automechaniker, brach ab, landete auf dem Bau; erst in Italien, dann hier. Sein letzter Chef schuldet ihm noch Geld; hielt ihm ein Dokument hin: »Hiermit sind alle Ansprüche abgegolten.« Der Maurer, er spricht kaum Deutsch, dachte, es sei eine Quittung; ein Zeichen, dass er sein Geld bekommt. Und unterschrieb.

Da ist der Zimmermann, 52, in Rumänien ausgebildet zum Polier. Auch in Deutschland hatte er eine Leitungsposition auf dem Bau, plante Arbeitsabläufe, dirigierte die Arbeiter. Bezahlt aber wurde er als einfacher Helfer. 18 Jahre lang, so lange lebt er schon hier. Seine Frau und seine Kinder sind in der Heimat geblieben. Er hat die Distanz nicht verkraftet, fing an, zu trinken. Im Frühjahr dann die Diagnose: schwere Leberzirrhose. Die Ärzte geben ihm nicht mehr lang.

Da sind aber auch die drei Männer im Erdgeschoss. Die Tür öffnet sich zu einem schmalen, muffigen Zimmer. Drei Betten, drei Schränke, ein Tisch. Auf dem Kühlschrank läuft der Fernseher, ein rumänischer Sender ist eingestellt. Ein Topf mit Nudeln dampft auf dem Tisch. Im Zimmer riecht es nach Essen und nach Seife.

Die drei Männer sitzen auf ihren Betten. Alle groß, breit, mehr oder minder kahl rasiert.

Der eine, der kräftigste von ihnen, kommt gerade vom Wäschewaschen. Er hat den Wäscheständer quer über sein Bett gestellt, sich selbst daneben gequetscht. Ein freundlicher Mann, gutmütig; aber einer, der nicht viel spricht.

Der zweite ist komplizierter, gerät häufig in Schwierigkeiten. Der Alkohol. Vor ein paar Wochen hatte er Geburtstag. Hielt sich wankend und mit roten Augen an einem Tischbein fest. Wenn man ihn fragte, wie alt er geworden ist, musste er überlegen. Erst Momente später fiel es ihm ein. 49.

Der dritte kommt gerade von der Arbeit, kramt eine Bierdose aus der Plastetüte, stellt sie auf den Tisch. Er ist nüchtern und hat Lust zu reden; über sich, seine Arbeit, sein Leben. Er bietet einem, wie alle hier, sofort das Du an. Seinen wirklichen Namen will er nicht gedruckt sehen, aus Angst vor Komplikationen mit seinem Chef. Nennen wir ihn Fabiu.

Also Fabiu.

Fabiu ist ein robuster Mann in blauem T-Shirt, beigen Shorts und Badeschläppen. Die Haut leicht gerötet, die Augen hell und klar, die Stimme belegt und kratzig. Ein sperriger Typ. Freundlich, aber auf der Hut. Wie ein Boxer, der vor dem Kampf erstmal sein Gegenüber auscheckt.

Seit neun Jahren arbeitet er als Maurer auf deutschen Baustellen. Betoniert Fundamente, zieht Wände hoch. Harte, am Körper zehrende Arbeit. Sechs Tage die Woche macht er das, bis zu zehn Stunden am Tag. Fragt man ihn, warum er sich das antut, sagt er knapp: »Ich geh fürs Geld.«

Und doch, man muss nicht lange bohren, da sprudelt es aus ihm heraus, wie er auf die eine oder andere Art in Deutschland betrogen wird. Die Dinge, die er erzählt, hört man auch von seinen Kollegen. Die Details, Geldsummen und Stundenzahlen variieren, die Strukturen dahinter sind gleich.

Da ist zunächst die Sache mit dem Lohn: 2500 Euro verdient Fabiu durchschnittlich im Monat. Etwas über die Hälfte ist auf Lohnzetteln vermerkt und fließt auf sein Konto; den Rest kriegt er schwarz ausgezahlt. Einmal im Monat ruft der Chef seine Mitarbeiter zu sich ins Büro, einen nach dem anderen, drückt jedem einen Umschlag mit Bargeld in

die Hand. Für ihn, den Chef, bedeutet das: weniger Steuern und Sozialabgaben. Für Arbeiter wie Fabiu: anteilig weniger Rente, weniger Geld im Krankheitsfall, weniger bezahlten Urlaub.

Wobei Fabiu das mit der Rente verkraften kann, zumindest sagt er das. Er ist 47. Denkt nicht an die Zukunft, es geht ihm um das Jetzt, das schnelle Geld. Und auch den geringeren Urlaubsanspruch sieht er relativ. »Bezahlten Urlaub«, sagt er, »habe ich sowieso noch nie bekommen.«

Es ist die zweite große Betrugsmasche auf dem Bau. Eigentlich hat jeder Arbeitnehmer Anspruch auf bezahlte Urlaubstage. Geregelt ist das über die Sozialkassen der Bauwirtschaft, die sogenannte Soka-Bau. Sie sammelt von jedem Arbeitgeber Geld ein, verwaltet es treuhänderisch, zahlt es also, sobald ein Arbeiter Urlaub nimmt, wieder aus. Soweit die Theorie. In der Praxis holen sich viele Arbeitgeber das Geld von der Soka-Bau, geben dann aber Urlaubstage für ihre Arbeiter an, die diese nie genommen haben. Mit anderen Worten: Sie zahlen deren regulären Lohn mit dem Geld aus. Wenn die Männer tatsächlich in den Urlaub gehen, gehen sie leer aus. So war es auch bei Fabiu. Sieben Urlaubstage, die er nie genommen hat, tauchten dieses Jahr bereits auf einem Lohnzettel auf.

In den neun Jahren, die Fabiu in Deutschland arbeitet, hat er 20-mal die Firma gewechselt. Immer lief etwas schief.

Einige Chefs meldeten ihn nicht bei der Krankenkasse an. Fabiu erfuhr erst später davon, die Krankenkasse schrieb ihm einen Brief. In Deutschland ist jeder Mensch krankenversicherungspflichtig. Jetzt wollte die Kasse ihr Geld. 4000 Euro.

Sein letzter Chef, sagt Fabiu, war ein echter Tyrann. Einer, der seine Arbeiter ständig hetzt. Letztes Jahr im Herbst hatte Fabiu genug. Ging einfach heim, tauchte nicht wieder auf. Sein Chef behauptete daraufhin, Fabiu habe Arbeitsgeräte beschädigt, und weigerte sich, den ausstehenden Lohn zu zahlen. 1700 Euro. Fabiu wartet darauf, immer noch.

Und dann sind da noch die Neuen auf den Baustellen. Junge Rumänen, ungelernt, nicht selten vom Land. »Keine Ahnung von nichts«, sagt Fabiu. Sie würden den ganzen Tag nur rumstehen, mit dem Handy spielen. Erfahrene Arbeiter wie er müssten sie in die Arbeit einweisen, eine

wirkliche Ausbildung gebe es nicht. Und dafür bekomme er dann nur ein bis zwei Euro pro Stunde mehr als sie.

Und doch gibt es einen Grund, warum Fabiu weiterhin in Deutschland bleibt: In seiner Heimat würde er deutlich weniger verdienen, 1500 Euro pro Monat mindestens.

Fabiu kommt aus einem Dorf im Nordosten Rumäniens, einer der ärmsten Regionen des Landes. Die demokratische Wende von 1989 warf seine Familie aus der Bahn. Eine »hässliche Zeit«, sagt Fabiu. Sein Vater, Verwalter bei einer sozialistischen Genossenschaft, verlor seinen Job, schlug sich fortan als Klempner durch. Seine Mutter, Vizebürgermeisterin im Dorf, wurde Bibliothekarin. Es war ein Abstieg. Für die Familie und die Menschen um sie herum. Allein in der rumänischen Industrie brach die Hälfte der Arbeitsplätze weg.

Anfang der Neunzigerjahre setzte der erste große Exodus ein. Viele Rumänen, vor allem Männer, gingen zum Arbeiten nach Israel, in die Türkei, andere bauten Ölförderanlagen im Irak. Später zog es die meisten nach Westeuropa, vor allem nach Italien und Spanien.

Fabiu, gelernter Maurer und schon damals von robuster Natur, hielt es länger aus. Schlug sich mit Gelegenheitsjobs auf dem Bau durch, die meisten schwarz bezahlt. 2013 war auch seine Geduld am Ende. Die Finanzkrise hatte Rumänien schwer gezeichnet, auch Fabiu fand keine Arbeit mehr. Ein Vermittler schlug vor, ihn für 100 Euro nach Deutschland zu bringen. Er sagte ja.

Sein Leben seitdem: Um fünf Uhr aufstehen, Kaffee trinken, den Rucksack packen, mit seinen Kollegen in einem Kleinbus zur Baustelle fahren. Arbeiten. Nach Feierabend nochmal kurz zu Penny, Brötchen für den nächsten Tag schmieren, duschen, halb zehn ins Bett. In Rumänien, sagt Fabiu, habe er gerne Billard gespielt. Hier fehle ihm die Zeit und Energie dafür.

Es ist ein kräftezehrendes Leben. Fremd, mitten in Deutschland und doch isoliert. Über die Deutschen sagt Fabiu: »Ich komme mit denen in Berührung. Aber ich trinke kein Bier mit ihnen.«

Der einzige Deutsche, den er regelmäßig sieht, ist der Polier auf der Baustelle. Fabiu kann seinen Namen nicht aussprechen. »Irgendwas

wie Puschkin«, sagt er, »der Schnaps«. Wenn »Puschkin« auf die Baustelle kommt, sagt Fabiu, läuft er rum, macht Fotos mit dem Handy, gibt den Arbeitern Anweisungen. In seinen Erzählungen klingt der Mann wie ein Großgrundbesitzer. Also geht Fabiu ihm möglichst aus dem Weg.

Er verbringt seine Zeit lieber mit anderen Rumänen. Den zwei Männern in seinem Zimmer zum Beispiel. Sie kommen aus derselben Gegend wie er, arbeiten hier für dieselbe Firma. Sie kochen gemeinsam, essen gemeinsam, kaufen gemeinsam ein. Es ist einer der Gründe, warum Fabiu 330 Euro für das Bett in diesem schäbigen Zimmer zahlt. Eine Einraumwohnung in der Innenstadt würde ihn mindestens 600 kosten. Und er wäre dann allein.

Hier hingegen hat er ein Netzwerk. Hat Freunde, Kollegen. Und einen Treffpunkt, zu dem er gehen kann, wenn es einmal ganz schlecht läuft und er einen neuen Job braucht: die »Kneipe«.

Die »Kneipe«, das ist eine Holzbaracke am Kopf des Areals. Ein kleiner Laden. Wodka- und Bierflaschen stehen im Regal hinter der Theke, es gibt Toilettenpapier, Wurst, Käse und Konservendosen. Direkt vor dem Laden steht eine Bierbank, der Kneipenbereich.

Inzwischen ist es Sonntag, für die meisten Männer der einzige freie Tag. Sie sitzen auf den Balkonen, telefonieren mit ihren Frauen. Andere laufen mit Angelrouten in der Hand über das Areal, sie kommen gerade vom Main. Wieder andere waren Pilze sammeln im Park. Es ist später Nachmittag. Aus einer Boombox schallt rumänischer Pop. Die Box gehört einem betrunkenen Mann Mitte 40; er sitzt auf der Bank vor dem Laden, singt hin und wieder laut mit.

Fabiu sitzt mit zwei anderen Männern ein paar Meter weiter, an einem großen Tisch, vor ihnen leere Bierflaschen. Fabiu nippt an einer kleinen Flasche Korn. Er trägt dasselbe blaue T-Shirt wie gestern. Sein Blick ist glasig, die Stimme belegt.

Er erzählt von seinen Kindern. Sein Sohn ist 16, die Tochter 15 Jahre alt. Sie sollen es einmal besser haben als er, sagt er. Sollen studieren, sich ein Leben in Rumänien aufbauen, nicht hier. 1500 Euro schickt er jeden Monat nach Hause. Ein Teil davon ist für ihr Internat und Taschengeld.

Der andere Teil ist für seine Frau. Sie stammt aus derselben Region wie er, aber aus einem anderen Dorf. Sie haben sich im Internet kennengelernt, anfangs viel geschattet, später zog sie zu ihm. Sie ist im Dorf geblieben, arbeitet als Verkäuferin in einem Kiosk. 300 Euro verdiene sie pro Monat, sagt Fabiu. Wenig, selbst für rumänische Verhältnisse.

Sie telefonieren täglich. Sehen sich, wenn Fabiu die Familie zweimal im Jahr besuchen kommt, zu Weihnachten und im Sommer. Jeweils einen Monat bleibt er dann.

Wie seine Frau das findet, sie in Rumänien und er hier? Nicht gut, sagt Fabiu. Aber sie könne es verstehen. »Eine gute Frau«, sagt er. »Herz am selben Fleck wie ich.«

Dann erzählt er von den Prostituierten, zu denen er hier in Deutschland manchmal geht. 100 Euro zahle er für eine Stunde, 150 Euro für zwei, wenn es ihm gelinge, die Frau runterzuhandeln. Wer die Frau ist, sei ihm egal.

Ob seine Frau davon weiß? »Sie kann es sich denken«, sagt er. Und dann: »Wenn sie mit anderen Männern fremdgeht, könnte ich es auch verstehen.« Er lebt in einer Welt, in der Treue nicht viel zählt. Und die Familie dennoch alles ist. Fabiu gehört zu den Männern, die diese Welt mit einem »ist so« akzeptieren.

Und doch schwingt da Liebe mit, wenn er von seiner Frau erzählt; davon, wie sie sich um die Kinder kümmert, wie sie ihrem Hobby nachgeht: traditionelle Trachten nähen. Da ist Stolz, wenn er von Gebäuden erzählt, die er mitgebaut hat und die er für gelungen hält. Da ist Wärme, wenn er von dem einzigen Deutschen spricht, der ihn kurz in sein Leben ließ. Ein Polier, fünf Jahre ist es her. Der Mann holte ihn und die anderen rumänischen Arbeiter morgens immer mit dem Auto ab. Als Fabius Tochter Geburtstag hatte, lud er den Mann auf einen Kaffee ein. Das hatte der noch nicht erlebt. Die beiden freundeten sich an. Dann aber wurde der Mann auf eine andere Baustelle versetzt, der Kontakt brach ab. Den Namen des Mannes möchte Fabiu ohne dessen Einwilligung nicht nennen, nicht einmal den Vornamen. Aus Respekt.

Vor der Kneipe wird es plötzlich laut. Eine Flasche zerbricht. Der Betrunkene mit der Boombox ist wankend aufgestanden. Vor ihm steht

ein anderer Mann, schwarzes T-Shirt, größer, kräftiger als er. Er schreit den Betrunkenen an, dann schlägt er zu. Der Betrunkene geht zu Boden. Der Mann im schwarzen Shirt dreht sich um, kommt auf Fabius Tisch zugelaufen; schwer schnaufend, das Gesicht hochrot, auch er ist sturzbetrunken. In einer fließenden Bewegung greift er zwei Bierflaschen vom Tisch, schlägt sie routiniert gegeneinander, geht mit dem abgebrochenen Flaschenhals wieder auf den anderen Mann los. Die umstehenden Arbeiter gehen dazwischen, es gelingt ihnen, die beiden auseinanderzudrängen.

Fabiu beobachtet die Szene gelassen. Auseinandersetzungen wie diese seien die Ausnahme, sagt er. In der Regel seien die Männer von der Arbeit zu erschöpft, um aufeinander loszugehen. In den letzten Tagen aber habe es viel geregnet, einige Männer mussten zeitweilig zu Hause bleiben. »Zu viel Energie«, sagt Fabiu.

Es ist inzwischen spät geworden. Fabiu will los. Die Waschmaschine im Heim ist kaputtgegangen, er muss zum Waschsalon in die Innenstadt. Sein einziger Termin an diesem Tag.

Er geht in sein Zimmer, stopft Jeans, T-Shirts und Unterwäsche in eine Plastetüte. Dann verlässt er das Areal. Dabei passiert er einen silbernen BMW, der vor der Einfahrt parkt. Ein junger Mann lehnt neben dem Auto, steckt den Kopf hinein. Spricht mit dem Mann hinterm Steuer. Anfang 50 ist der, hat kurzes, graues Haar. Fabiu kennt ihn, sie alle hier kennen ihn. Es ist einer der Männer, die junge Arbeiter, frisch in Deutschland und noch ohne Job, mit Firmenchefs in Kontakt bringen. Ein Vermittler. Fabiu denkt nach.

»Eigentlich wollte ich nicht lange in Deutschland bleiben«, sagt er, als er später in einem Imbiss neben dem Waschsalon sitzt. »Aber dann kam eins zum anderen.« Letztes Jahr hatte er einen Job in Rumänien. Zusammen mit zwei Kollegen hat er zwei Häuser gebaut. 7000 Euro bekam er dafür, arbeitete allerdings auch zwölf Stunden am Tag. Gäbe es diese Aufträge häufiger, sagt Fabiu, würde er nach Rumänien zurückgehen, »gleich morgen«. Es gebe hier nichts, das ihn hält.

Dann kramt er sein Handy aus der Hosentasche, zeigt Bilder von einem alten Bauernhaus. Er hat es vor ein paar Jahren gekauft, bei sich im

Dorf, jetzt lässt er es ausbauen. Später möchte er mit seiner Frau darin leben. Es ist sein Traum.

Ob er die Arbeiter richtig bezahlt? Fabiu zögert einen Moment.
»Nicht immer.«

Er hat in Deutschland so viele Arten gesehen, andere abzuzocken. Wenn er in der Heimat ist, probiert er es auch.

Ganz unten

Die Geschichte von Fabiu und seinen Kollegen ist kein Einzelfall. Ausländische Arbeiter, die zu dritt in 20-Quadratmeter-Zimmern leben, sich mit neun anderen eine Dusche und eine Küche teilen, die sechs Tage die Woche auf Baustellen arbeiten, ihren Lohn nicht regulär ausbezahlt bekommen, kein Urlaubsgeld sehen – es gibt sie überall in Deutschland.

Dahinter steckt ein System, das sich in vielen Branchen etabliert hat. Ganz unten stehen Arbeiter wie Fabiu. Darüber die Firmen, bei denen sie angestellt sind, die Subunternehmen. Über ihnen deren Auftraggeber, die Generalunternehmen, oftmals angesehene Branchengrößen und Familienfirmen. Auf dem Bau ist das System historisch gewachsen.

Gerhard Bosch ist Geschäftsführender Direktor des Instituts Arbeit und Qualifikation der Universität Duisburg-Essen. Der emeritierte Professor gilt einigen als »Vater des deutschen Mindestlohns«, er hat mit seinen Forschungen entschieden zu dessen Einführung beigetragen. Zusammen mit Frederic Hüttenhoff, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter an der Universität Duisburg-Essen, hat er das Buch »Der Bauarbeitsmarkt« geschrieben. Wir reden über Skype.

»Jedes Bauwerk ist ein Unikat«, sagt Bosch. Im Gegensatz zu Branchen wie der Autoindustrie, in der vorgefertigte Einzelteile zusammengesetzt werden, seien Baufirmen schon immer auf Spezialisten angewiesen gewesen. Auf Maurer, die das Fundament legen. Zimmerer, die Holzdächer bauen. Elektriker, Klempner. Für ein einzelnes Unternehmen sei es schwierig bis unmöglich, all diese Spezialisten zu beschäftigen, sagt Bosch. »Daher gliederten die großen Firmen auch früher schon Arbeiten an kleinere spezialisierte Unternehmen aus.«

Im Laufe der Jahre hat sich diese Entwicklung dann intensiviert. Die Arbeiten erforderten ein immer höheres Maß an Spezialisierung. Zugleich war der Baumarkt, im Nachkriegsdeutschland eigentlich ein Wachstumsmotor, seit den Siebzigerjahren wiederholt ins Wanken geraten. Viele große Bauunternehmen konnten und wollten dieses Risiko nicht länger eingehen. Und bauten Personal ab. »Die durchschnittliche Unternehmensgröße in der Bauwirtschaft hat sich in den Neunziger-

jahren halbiert«, sagt Bosch. Immer mehr Arbeiten wurden an kleinere Firmen ausgelagert. Die brauchten bald mehr Personal.

Hier kam eine zweite wichtige Entwicklung ins Spiel: die Migration.

Durch die EU-Erweiterung, erst nach Süden, dann nach Osten, gab es plötzlich einen riesigen Pool potenzieller Arbeitskräfte. Sie kamen aus Ländern, in denen das Lohnniveau deutlich niedriger als in Deutschland war, und waren oft bereit, auch zu geringeren Löhnen als die Einheimischen zu arbeiten.

Ausländische Arbeiter, sagt Bosch, hatte es schon in den Fünfziger- und Sechzigerjahren auf deutschen Baustellen gegeben, als sogenannte Gastarbeiter im Rahmen der Anwerbeabkommen. Danach gab es viel individuelle Migration.

Jetzt kamen die Arbeiter erneut mit System.

In den Achtzigerjahren ging es los. Zunächst wurden Arbeiter aus den neuen EU-Mitgliedstaaten Spanien und Portugal als Entsandte dortiger Firmen auf deutsche Baustellen geholt, wo sie vor allem für »einfache und leicht zu kontrollierende Arbeiten« eingesetzt wurden, wie Bosch sagt. Später schloss man Kontingentvereinbarungen mit osteuropäischen Ländern. Für die deutschen Unternehmen rechnete sich das: Sie bezahlten die Arbeiter nicht nach deutschem Tarif.

Mit der EU-Osterweiterung 2004 und 2007 und der Arbeitnehmerfreizügigkeit 2011 schließlich kamen immer mehr osteuropäische Arbeiter auf deutsche Baustellen, auch unreguliert.²

Wie in vielen anderen Branchen mit hohem Migrantenanteil kamen eine Zeitlang vor allem Arbeiterinnen und Arbeiter aus Polen. Das Land ist auch heute noch wichtigstes Herkunftsland bei den Entsendungen, rund 30 Prozent der entsandten Beschäftigten kommen von Firmen aus dem östlichen Nachbarland. Deutlich gewachsen ist aber auch – ebenfalls wie in anderen Branchen – die Zahl von Arbeitskräften aus Rumänien.

Alexandru Firus arbeitet für das Peco-Institut, einen gewerkschaftsnahen Bildungsträger, der unter anderem zu den Arbeits- und Lebensbedingungen osteuropäischer Arbeiterinnen und Arbeiter in Deutschland forscht. Er schätzt, dass deutschlandweit etwa 50 000 Rumänen auf

deutschen Baustellen tätig sind. Ihre Migration sei in Wellen verlaufen, sagt er. »Zwischen 2005 und 2014 kamen vor allem gut ausgebildete Arbeiter. Sie waren in den Siebziger- und Achtzigerjahren ausgebildet worden, einer Zeit, in der in Rumänien überall gebaut wurde, es ein gutes Ausbildungsprogramm gab.« In den letzten Jahren seien dann vor allem Ungelernte und Quereinsteiger, etwa ehemalige Automechaniker, gekommen. Es sind die jungen Männer, die Fabiu anlernen muss, über die er sich so beschwert.

Rund 200 000 sozialversicherungspflichtig beschäftigte Ausländer arbeiten laut Hauptverband der Deutschen Bauindustrie (HDB) im deutschen Bauhauptgewerbe. Ihr Anteil hat sich in den letzten Jahren fast verdreifacht; von acht Prozent im Jahr 2010 auf 23 Prozent im Jahr 2022. Hinzu kommen über 90 000 ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen, die als »Entsandte« in der deutschen Bauwirtschaft tätig sind, sowie Selbstständige.³

Diese Entwicklungen haben sich auf das Arbeitsgefüge ausgewirkt. Deutsche Beschäftigte findet man heute, zumindest auf Großbaustellen, meist nur noch in der Position des Poliers; also in Leitungspositionen, die den Baufortschritt überwachen und die Arbeit koordinieren. Die ausführende, körperliche Arbeit wird in vielen Sparten meist von Migranten verrichtet. Im Hochbau ist ihr Anteil besonders hoch. Fast jeder zweite sozialversicherungspflichtig Beschäftigte in diesem Segment ist Ausländer.

Das System der Auslagerung, auf Englisch »Outsourcing«, wird dabei häufig kritisiert. Bosch und Hüttenhoff unterscheiden in ihrem Buch zwei Arten von Auslagerung: kooperatives Outsourcing, bei dem es – wie auch früher üblich – vorrangig um den Austausch von Kompetenzen geht, und kostengetriebenes Outsourcing, bei dem allein Lohnsenkungen zur Gewinnmaximierung im Fokus stehen. Besonders letzteres habe in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen, sagt Bosch.

Aus Sicht der Generalunternehmen, ließe sich argumentieren, macht die Auslagerung durchaus Sinn: Sie haben ihr Stammpersonal reduziert, kaufen immer nur so viele Arbeitskräfte ein, wie gerade nötig ist.

Das unternehmerische Risiko, etwa bei saisonalen Schwankungen, wird auf den Subunternehmer abgewälzt.

Bei der Wahl des Subunternehmers gehen Generalunternehmen allerdings meist nach dem Preis – mit weitreichenden Folgen. »Sie entscheiden sich in der Regel für den günstigsten Anbieter«, sagt Bosch. »Das hat zu einem enormen Preiskampf und damit auch zu gesunkenen Löhnen in der gesamten Branche geführt.«

Aber nicht nur das; der Trend zur Auslagerung brachte weitere Probleme mit sich: Es entstanden immer neue Firmen und Firmengeflechte, bei denen zunehmend unklar war, wer die Verantwortung für die Arbeiter trägt. Für die Gewerkschaften wurde es schwerer, diese Klein- und Kleinstunternehmen zu erreichen. Mit dem Ergebnis, dass auf dem Markt eine Nische entstanden ist, deren Arbeitsbedingungen von außen schwer zu durchschauen und zu kontrollieren sind. Eine Nische, in der Legalität und Illegalität zunehmend verschwimmen. Eine Schattenwelt, in der das Recht des Stärkeren gilt. Und die Schwächeren häufig auf der Strecke bleiben.